

Ein Statement
zum Verhältnis zwischen
Europa und den
Vereinigten Staaten

Einheit ohne Barbaren?

Charles S. Maier

Der griechische Dichter Konstantin Kavafis verfasste vor genau einem Jahrhundert das berühmte Gedicht: „Warten auf die Barbaren“. Er beschreibt darin das gespannte Warten der kaiserlichen Behörden Roms, ein vergebliches Warten, weil die zugleich erhofften und gefürchteten Barbaren nicht kamen. Alle warteten auf sie, Kaiser und Konsuln in vollem purpurnem Glanz, aber die Barbaren kamen einfach nicht:

*Warum jetzt plötzlich diese Unruhe und
Verwirrung?
(Wie ernst die Gesichter geworden sind.)
Warum leeren
Sich die Straßen und Plätze so schnell und
Warum gehen alle so nachdenklich nach
Hause?
Weil die Nacht gekommen ist und die Barba-
ren doch nicht
Erschienen sind. Einige Leute sind von der
Grenze gekommen
Und haben berichtet, es gebe sie nicht mehr,
die Barbaren.
Und nun, was sollen wir ohne Barbaren tun?
Diese Menschen waren immerhin eine*

Lösung.

(aus: Konstantin Kavafis, Gesamtwerk, Zürich: Ammann, 1997)

„Diese Menschen“, so schreibt der Dichter, „waren immerhin eine Lösung.“ Gewissermaßen waren die alten vertrauten „Barbaren“ für uns alle, Europäer wie Amerikaner, eine Art Lösung. Aus den Steppen erwartet, gefürchtet, hielten sie unsere atlantische Welt zusammen, machten unsere alten Zwiste und Fehden unwichtig, stifteten eine Glaubensge-

meinschaft, überzeugten uns fast, wir seien trotz aller europäischer Traditionen einerseits und aller amerikanischen Erneuerungen andererseits ein einheitliches atlantisches Volk. Die Barbaren bedrohen uns nun nicht mehr, und die Frage stellt sich, ob wir ohne sie wirklich je so vereint gewesen wären. Sicherlich können wir neue Barbaren finden oder sogar uns welche zurechtmachen – dieser Prozess ist seit dem 11. September 2001 im Gange. Dennoch möchte ich uns, die Europäer und die Amerikaner, wieder als Gemeinschaft sehen, ohne dass wir zu diesem Zweck Barbaren überhaupt benötigen. Und, ebenso wichtig, auch ohne dass wir uns unsere eigenen Barbaren schaffen oder gegenseitig zu Barbaren werden.

Ob uns dies gelingt, ist eine Frage, die während der letzten Monate unsere Staatsmänner, die Journalisten und allerlei Intellektuelle beschäftigt hat. Es ist also nicht leicht, neue Perspektiven zu entdecken, und es wäre vermessen zu behaupten, etwas radikal Neues über die Beziehung zwischen Europa und Amerika beitragen zu können. Besonders das deutsch-amerikanische Verhältnis in der Nachkriegsära wurde auf beiden Seiten mehr diskutiert, gepflegt, poliert, gestreichelt, als irgend ein anderes Thema. Groß ist die Zahl der Institutionen – Atlantische Brücke, American Council for Germany, Young Leaders, American Institute for the Study of Contemporary Germany –, die zu diesem Zweck geschaffen und finanziell ausgestattet wurden. Ich, der ich

so oft von diesem Tisch Suppe genommen habe, will und werde die segensreichen Leistungen dieser Institutionen nicht bagatellisieren.

Aber die Beschwörung gemeinsamer Grundwerte, gemeinsam organisierte Empfänge gutgesinnter Experten reichen nicht mehr aus, alles in Ordnung zu bringen. Ich glaube, dass die Gründe für die Divergenzen und Spannungen zwischen Amerika und Europa eben nicht auf der Ebene der internationalen Beziehungen zu suchen sind. Nicht dass wir, Deutsche und Amerikaner, solche dramatischen Reibungen wie diejenigen in der zweiten Hälfte 2002 eigentlich wollten: in der Konfrontation vor dem Irak-Krieg spielte eine einmalige Konstellation von Wahlkalkül und personalpolitischen Fehlschlägen eine Rolle, die sich nicht zu wiederholen braucht. Trotzdem werden Divergenzen immer einmal wieder auftauchen. Sie sind unvermeidbar, und es lohnt sich, mehr Klarheit über ihre Ursachen zu gewinnen.

Divergierende Orientierungen

Meiner Ansicht nach sind die Spannungen nicht so sehr als Konflikte aufzufassen, sondern eher als Symptome zweier divergierender kollektiver Orientierungen und zweier verschiedener Arten von Problemen, denen wir uns jeweils gegenübersehen. Das heißt, wir erleben weniger eine Krise der europäisch-amerikanischen Beziehungen als vielmehr die Identitätskrisen zweier Kulturkreise: eine Krise, die mein eigenes Land, die Vereinigten Staaten, durchstehen muss, eine andere, die Ihr Europäer bewältigen müsst. Um ein Bild aus einem berühmten und wunderbaren deutschen Bildungs-drama zu zitieren – und möge das Resultat so fröhlich sein wie bei diesem: so wie Pamina und Pamina in der „Zauberflöte“ müssen wir, Ihr Europäer und wir Amerikaner, unsere eigenen Hürden selber überwinden. Da aber Pamina und Pamina während ihrer Prüfung nicht in Kontakt bleiben durften, fiel es ih-

Schon der griechische Dichter Konstantin Kavafis (1863 bis † 1933) entlarvte die einheitsstiftende Annahme „feindlicher Barbaren“. Die Einheit des Westens sollte heute auf andere Bindungskräfte setzen.*



nen vielleicht leichter, auch noch am Ende ineinander verliebt zu sein. Wir dagegen genießen diese Ungestörtheit nicht, und die gegenseitigen Vorwürfe während der Prüfungen könnten wohl auch die ursprüngliche Zärtlichkeit verringern.

Sicher besteht eine Ähnlichkeit zwischen den Bewährungsproben, vor denen Europa und Amerika stehen; Europa wie Amerika müssen dieselben mächtigen, sogar erschütternden Veränderungen der Welt durchstehen. Sozialer Wandel wird nie ohne Verunsicherung erlebt werden, und zwei politische Transformationsprozesse haben während der letzten zwanzig Jahre unsere beiden Gesellschaften besonders getroffen. Einer der politischen Prozesse war, was ich anfangs erwähnt habe: das Nicht-Erscheinen der Barbaren, oder, in Prosa ausgedrückt, das Verschwinden des kommunistischen Systems und der Sowjetunion als Klammer

unserer gemeinsamen Sicherheitsbedürfnisse. Hier war ein politisches Ereignis, das die vertrauten Mentalitäten und parteipolitischen Strukturen eines halben Jahrhunderts auflöste. Der Terrorismus und der so genannte „Krieg gegen den Terrorismus“ bleiben, meiner Meinung nach, trotz der Ereignisse des 11. September als Gefahr zu diffus, um dieselbe Orientierungsfunktion wie der Kalte Krieg zu erfüllen.

Herausforderung Globalisierung

Die zweite Herausforderung, der wir uns gemeinsam stellen müssen, fasse ich unter dem Schlagwort „Globalisierung“ zusammen. Ich werde nicht weiter auf diese Transformation, die uns so vertraut ist, eingehen. Vielmehr möchte ich hier den – ähnlichen – Begriff der „Entterritorialisierung“ benutzen, das heißt, die fortschreitende Lösung wirtschaftlicher Prozesse, kultureller Gewohnheiten und ethnischer Kohabitation von ihren früheren räumlich begrenzten Koordinaten. Ich hoffe beweisen zu können, dass ein Hauptproblem, das unserer jeweiligen Politik zugrunde liegt, eben diese neue Entterritorialisierung der politischen Entscheidungsprozesse ist. Diese Entwicklung stellt den traditionellen Begriff der Politik als Staatsteuerung, wie er zum Beispiel bei Max Weber zu finden ist, infrage: die Anwendung der normativen Gewalt innerhalb eines bestimmten, das heißt, begrenzten Territoriums. Sicher sind die neuen Normen der Gewalt ein gewaltiges Problem für uns alle. Ebenso problematisch ist aber auch die Auflockerung des Territoriumsbegriffes. In Bezug auf den Terrorismus fragt man heute: Wie machen wir Politik? Wie machen die anderen Politik? Genau so müssen wir in Bezug auf die Globalisierung fragen: Wo machen die anderen Politik und wo machen wir Politik? Diese neuen Fragen stellen sich Amerikanern wie Europäern, und wir versuchen sie mit ganz

unterschiedlichen Mitteln zu beantworten, nicht nur die Frage nach dem „Wie?“ – das hat der Irakische Krieg schon gezeigt –, sondern auch die Frage nach dem „Wo?“

Es ist vor allem die erste Frage: „Wie verteidigen wir uns in einer Welt von Terrorismus“, die die Aufmerksamkeit vorrangig beansprucht. Meines Erachtens aber wird diese Frage eine vorübergehende bleiben; die Bedrohung wird sich langfristig verringern, trotz aller Yellow oder Orange Alerts, die aus Washington kommen. Mich interessiert vielmehr die zweite Frage, die ebenso wichtig ist, aber weniger thematisiert wird. Die Globalisierung bringt eine Art Entkoppelung der politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsprozesse vom alten Begriff des nationalen Territoriums mit sich: Entscheidungen und Politik, die früher innerhalb der nationalen Grenzen wirksam waren, sind ineffektiv geworden. Gleichzeitig agieren Regierungen und Wirtschaft viel aktiver unabhängig von den traditionellen räumlichen Grenzen. Dabei sind wir Amerikaner eher bereit, in diesem neuen unbegrenzten Milieu zu handeln; Europäer dagegen halten sich zäh und dauerhaft an den überlieferten territorialen Rahmen der Gesetzgebung, Kultur und Ökonomie. Natürlich sind diese Gebiete nicht mehr national begrenzt, die Europäische Union hat das Aktionsfeld sehr erweitert, aber im Gegenzug hat sich das Bewusstsein eines europäischen Territoriums intensiviert. Das Leben unter den Auspizien von Schengen bietet weitere Grenzen als das Leben in Luxemburg; aber das Konzept von Grenze bleibt bestehen. Der Amerikaner dagegen hat sich von der räumlichen Begrenzung von Politik und Kultur stärker befreit. Ich übertreibe sicher, denn schließt man die Fabrik in einer amerikanischen Kleinstadt, wird auch dort über die verlorenen Arbeitsplätze geklagt. Aber tendenziell gilt der Unterschied.

Wir lieben die Heimat, aber mit einer sentimentalischen Liebe, ohne substanziellen Inhalt.

Unterschiedliche Situationen

Unser Thema ist höchst abstrakt, und zuerst empfiehlt es sich, mehr über die spezifischen Unterschiede unserer jeweiligen Situation nachzudenken. Wie würde ein Außenseiter unser öffentliches Leben beschreiben?

Auf der europäischen Seite finden sich Elemente einer Krise. Meiner Meinung nach droht Europa aus drei oder vier echten Schwierigkeiten in eine ziemlich tiefe, wenn nicht Krise, dann doch wenigstens Missstimmung zu geraten. Die Elemente der europäischen Krise sind in vieler Hinsicht wohlbekannt:

- die drohende Stagnation der Wirtschaft, auf kurze Sicht durch Arbeitslosigkeit und verfehlte Finanzpolitik hervorgerufen, langfristig aber auch demografisch beeinflusst;
- die einsetzende Unzufriedenheit mit den eigenen Institutionen;
- die Unsicherheit über die europäische Identität; und schließlich
- ein Problem, das aber wahrscheinlich nicht alle Beobachter als Problem akzeptieren würden: die Diskrepanz zwischen der europäischen und amerikanischen militärischen Schlagkraft.

Die ökonomischen Schwierigkeiten sind natürlich aus zwei Perspektiven zu sehen: Für die europäischen Unternehmer, die zunehmend von der Freiheit verlockt werden, die die amerikanischen Manager genießen, erscheint die Krise einfach als ein Vermächtnis des Wohlfahrtsstaates. Die Arbeitskraft in Deutschland, sagen sie, komme zu teuer. In gewisser Hinsicht haben sie recht: die Zukunft Europas, so wie die der Vereinigten Staaten, liegt darin, Koordinierungszentrum zu sein für Arbeit, die zunehmend in Asien, Lateinamerika oder vorübergehend in

Osteuropa ausgeführt wird. Was soll man aber dann mit den Menschen tun, die zu viele Nebenkosten und Gehälter beanspruchen? Amerika glaubt, die Lösung des Problems gefunden zu haben. Wir schaffen neue Jobs, sobald wir die alten Arbeitnehmer auf die Straße gesetzt haben. Das Prinzip heißt: von der Drehbank zum Walmart – also, statt Maschinenteile zu erzeugen oder zu reparieren die Walkmans und Adidas-Kleidung aus Thailand zu verkaufen. Die Telefonzentren der großen Dienstleistungsfirmen ersetzen die Fabriken von gestern. Die Konsequenzen für die Arbeit im Sinne von Erfüllung werden nicht weiter diskutiert, obwohl dies ein heikles Thema vor einer Generation war. Was als Erfolg für die Politik zählt, ist die Quantität, nicht die Qualität der Arbeit.

Das volkswirtschaftliche Dilemma hängt mit der Vergreisungsproblematik zusammen. Eine sich verringernde aktive Bevölkerungsgruppe wird die Renten der immer älter werdenden und der immer zahlreicheren Senioren erarbeiten müssen. Wenn man dieses fatale Ungleichgewicht durch mehr Immigranten mildern möchte, dann muss man sich sofort mit Sorgen um die ethnische Identität des Volkes auseinandersetzen: wie viele Afrikaner und Asiaten kann ein wie auch immer liberaler und durchaus wohlgesinnter Volkskörper aufnehmen?

Auch die Stagnation, die die Menschen in der Entwicklung der Europäischen Union wahrnehmen, trägt zum wirtschaftlichen Problem bei. Der Stabilitätspakt, der so eifrig von Deutschland verfochten wurde, geriet zur Wunderwaffe des letzten Krieges. Er war, meines Erachtens, von Anfang an keine gute Idee, aber die deutsch-französische Duarchie hat ihn auf dem schlechtesten aller Wege abgeschafft. Und es fragt sich, ob es überhaupt möglich ist, eine Union auf der Achse Paris–Berlin zu bauen, ohne bei den kleineren Mitgliedsstaaten Ängste zu stimulieren, wenn diese Duarchie so will-

kürlich reagiert und zur gleichen Zeit beansprucht, der Motor der Union zu sein. Hat die Union dann vielleicht die Grenze ihrer Weiterentwicklung erreicht? Die deutsch-französische Initiative wirft die Frage auf, ob man wirklich weiter gehen will. Die institutionelle Vertiefung der Union erreicht ihre Grenzen, aber auch die räumliche Ausbreitung; die heikle Frage der türkischen Mitgliedschaft ist eine fundamentale Entscheidung.

Es handelt sich also um Probleme des Kapitalismus in einer globalisierten Welt:

- Bewahrung der europäischen Sozialverfassung oder Wirtschaftswachstum;
- Bewahrung des Sozialstaates, aber um welchen Preis im Hinblick auf die ethnische Identität;
- Bewahrung oder Ausweitung der EU und um welchen Preis;
- Bewahrung der Verpflichtungen gegenüber der gemeinsamen Währung, aber auf Kosten der Konjunktur oder von Ressentiments seitens der kleineren Mitglieder;

und letztendlich die ganze Problematik der Machtlosigkeit der EU gegenüber den Amerikanern.

Ohne „Command and Control“?

Letzteres mag den Europäern vielleicht als keinallzu großes Problem erscheinen. Warum soll Europa sein eigenes Militärprofil außerhalb der NATO besitzen? Ist es nicht schön, ein so friedliches Deutschland als größtes Land Europas zu haben? Doch in Washington, heißt es, habe während der Vorbereitung des irakischen Krieges eine ziemlich hässliche Verachtung gegenüber den Europäern geherrscht, nicht nur unter den Konservativen, sondern auch unter den Liberalen. „Wehrlos – ehrlos“ ist sicher eine unfaire Beurteilung. Aber, so heißt es, die Europäer hätten die Barbarei in ihrem eigenen Hinterhof, auf dem Balkan, so lange tolerieren müssen, weil ihnen die Möglichkeiten fehlten, Gewaltmittel anzuwenden. Die Jahre zwischen

Kosovo und Irak hätten ihre militärischen Fähigkeiten verbessert. Sei der irakische Krieg nun eine weise oder riskante Entscheidung gewesen, jedenfalls habe er die absolute militärische Überlegenheit der Amerikaner bewiesen. Was bleibe von der gemeinsamen Sicherheit und Außenpolitik der Europäer? Und, so heißt es weiter, auch wenn die viel besprochene Waffeneinheit der Sechzigtausend endlich aufgebaut werde – sei sie nicht eine lächerliche Armee ohne Fähigkeit zu *Command and Control*? Seid Ihr Europäer auf ewig mit der Aufgabenteilung zufrieden, die Robert Kagan vorschlägt: Wir Amerikaner übernehmen die Verantwortung für die Machtpolitik, das heißt, für die so genannte *hard power*; Euch Europäern lassen wir die Kultur und Sozialleistungen, das heißt, die Ressourcen der *soft power*?

Mit dem Begriff der *soft power* hat Joseph Nye ursprünglich uns Amerikaner überzeugen wollen, dass, auch wenn wir die Machtpolitik nicht auszuüben und zu bezahlen bereit wären, unsere *soft power*, das heißt unser wirtschaftlicher und kultureller Einfluss, weiterhin eine massive politische Rolle in der Welt spielen würde. Heute bieten wir die *soft power* den Europäern als Trostpreis an, während wir die klare militärische Überlegenheit behalten. Sicher lassen sich weder Franzosen noch Briten mit *soft power* allein abspeisen. Aber Europa als ganzes, das heißt, die EU muss sich fragen, ob sie bereit ist, sich letzten Endes mit *soft power* allein zu begnügen. Vertraut Ihr uns noch nach den letzten beiden Jahren? Fürchtet Ihr eigentlich nicht, dass Ohnmacht mit Verachtung bestraft wird? Für das machtbewusste Rom war Athen ein Kulturzentrum, aber auch Peripherie. Es hatte einen veralteten Ruhm: „History“, „Geschichte“, wie unsere Jugend sagt.

Dieses Konglomerat aus EU-Entwicklungsstau, wirtschaftlicher Stagnation, Unentschiedenheit über die Grenzen der Identität, Furcht vor Berlin und Paris, die

Mischung aus der Unfähigkeit, die Alternativen zu durchdenken, aus der Unwilligkeit, Kinder zu wagen – das ist die europäische Krise, und jedes der Elemente ist mit allen anderen verknüpft. Und klar ist, dass diese Schwierigkeiten nicht hauptsächlich eine Frage des Verhältnisses sind zwischen Washington und Berlin oder Brüssel oder Paris.

Es ist bemerkenswert, dass, wenn man intelligente Europäer über den Zustand Europas befragt, sie fast alle diese Schwierigkeiten ziemlich einstimmig zugeben. Natürlich haben sie alle verschiedene Heilmaßnahmen anzubieten, aber die zugrunde liegenden Probleme sind unbestritten: Europa veralte, Europa befinde sich in einem Schwebestand zwischen der alten Konzeption von Nationen und einer bisher nicht mit Leben erfüllten Gemeinschaft, Europa sei zu schwach und unentschlossen gegenüber den Vereinigten Staaten. Kurz gesagt, Europa habe seinen Weg verloren.

Gegensätzliches amerikanisches Selbstbild

Fragt man indessen einen Großteil der Amerikaner über Amerika, bekommt man andere Reaktionen, die sich vielleicht am besten als Gegensätze beschreiben lassen. Auf der einen Seite verfügt das Land über ein Waffenarsenal ohne historische Parallelen, man ist allen Gegnern technologisch überlegen. Auf der anderen Seite herrscht die verbreitete Ansicht, dass dieses Instrumentarium letztendlich doch nicht die Sicherheit des Landes garantieren kann. Der Perfektion des Waffenarsenals steht die Unmöglichkeit der Verteidigung gegen den zum Selbstmord bereiten Terroristen gegenüber. „The bomber will always get through,“ glaubten die englischen Strategen der dreißiger Jahre, aber sie meinten damit das neue Flugzeug. Wir glauben das gleiche, aber in Bezug auf den einzelnen Terroristen. Der erste Gegensatz also in der

Selbsteinschätzung der Amerikaner: der Glaube und der Unglaube an die Verteidigungspferktion des Landes.

Wirtschaftliche Zukunft und simultane Welten

Der zweite Gegensatz: die wirtschaftliche Zukunft des Landes. Auf der einen Seite herrscht der Glaube, dass die Rezession der letzten drei Jahre endlich vorbei ist, dass die Rentenfonds, in die fast alle Amerikaner der Mittelklasse als Anleger und Investoren eingezahlt haben, jetzt ihren früheren Wert wiedererlangt haben und dass im Kontrast zum alten Europa unsere Wirtschaft wächst. Zur gleichen Zeit aber wächst das Gefühl, dass man immer härter und länger schuften muss, um der Familie den gewohnten Lebensstandard zu erhalten. Die Amerikaner arbeiten mehr Stunden in der Woche als die Menschen in allen anderen entwickelten Ländern.

Ich bin der Ansicht, dass wir unter den Bedingungen der Globalisierung zu einer Dreiklassen-Gesellschaft geworden sind. Diese Klassen definieren sich durch ihr Verhalten gegenüber dem realen Raum. Je größer das soziale und wirtschaftliche Prestige, desto freier verhält man sich von den Beschränkungen eines realen Ortes. Die Elite, ob in der Finanz- oder im Rechtswesen, der Universität oder in der Forschung, ist in der Lage, mit Symbolen zu hantieren. Sie entwickelt Zeichen und Vorgaben, die weltweit durchgeführt beziehungsweise konstruiert werden können. Ihre Arbeitsstellen haben kein wirkliches Verhältnis zum Standort innerhalb oder außerhalb des Landes. Diese Klasse rekrutiert sich hauptsächlich aus den weißen und zunehmend auch aus den *Asian American*. Die zweite Klasse sind die „Hüter der Herde“, diejenigen, deren Arbeit für das Fortbestehen des Ortes sorgt: Politiker zweiten Ranges, Mitarbeiter der Behörden, die Geschäftsführer, die noch Fabrikarbeit betreuen. Drittens gibt es

diejenigen, die nicht über die örtlich gebundene Dienstleistung hinaus kommen: alle diejenigen, die in Krankenhäusern, als *Security Guards*, als Verkäufer oder Wächter arbeiten, und schließlich die mehr als eine Million derjenigen, die in Gefängnissen sitzen.

Die Menschen der Vereinigten Staaten existieren somit in zwei simultanen Welten, sie haben zwei Seinsformen – oder genauer gesagt, ein Dasein und ein Nicht-Dasein: das erstere, das an die alte Scholle gebunden bleibt, das den Mythos der *Town Meetings* pflegt, der kommunalen politischen Entscheidungsinstanz. Eine weitere Welt, das Nicht-Dasein, die ohne Grenzen ist, sozusagen schwebt, und die eine Welt der Maquiladoras befehligt: Mexikaner, die Autoteile erzeugen, Malaysier, die unsere Joggingschuhe konstruieren, Koreaner, die unsere Fernseher und Game-Boys fertigen. Was noch zu Hause erzeugt wird, sind die Popsongs, die Unterhaltung, die Fußballspektakel, die mathematischen und wissenschaftlichen Koordinierungsprozesse.

Religiöses Engagement

Dritter Gegensatz: das religiöse Engagement des Landes. Ich will hier nicht die wohlbekannte Rolle des christlichen Fundamentalismus betonen. Sicher spielt er eine Rolle. Amerika ist nicht so sehr ein Gott vertrauendes als vielmehr ein Gott bedürftiges Land. Jede öffentliche Unternehmung muss gesegnet werden, wir sind christliche Schiiten ohne Imane oder Ajatollahs. Mir scheint heute die Rolle der Religion ausgeprägter zu sein als sie es in meiner Kindheit war: eine neue Re-Sakralisierung. Gleichzeitig gibt es eigentlich keine intolerante Religionsausübung: die alte Furcht und das frühere Misstrauen zwischen Sekten existiert fast nicht mehr. Tatsächlich ist es nicht wichtig, zu welcher Konfession man gehört, die Hauptsache ist, dass man sich als religiös erklärt, zumal, wenn man politische Kar-

riere machen will. Gott darf nie abwesend sein. Vor einem Jahrzehnt pflegte man von der so genannten „zivilen Religion“ in den USA zu sprechen, eine Mischung von Verfassungspatriotismus und Glauben an die verfassungsmäßigen Menschenrechte. In der Zwischenzeit aber ist die einfache Religion unsere zivile Religion geworden. Die Intellektuellen unter uns, die diese Glaubensbedürftigkeit nicht teilen, werden toleriert, aber sie wohnen in einer anderen Republik.

Postmodernes Alexandria?

Gelegentlich fühle ich mich, als ob ich in dem seltsamsten Land der Welt wohnte. Wir sind einer riesigen Nation geworden: fast 300 Millionen Menschen zurzeit, viel toleranter, als wir je zuvor in unserem kollektiven Leben waren, viel welterfahrener, bereit, Massen von Einwandern aufzunehmen. Wir sind uns bewusst, dass *Asian Americans* und Latinos unsere Nation erneuert haben. Spanisch ist fast eine zweite Landessprache; unsere Orchestermusiker, unsere neuen Wissenschaftler stammen aus koreanischen, japanischen, chinesischen Familien, und es gibt keine tiefgehenden Vorbehalte dagegen. In dieser Hinsicht haben wir uns in einer rechten Kosmopolis eingerichtet, in einem Alexandria der Postmoderne, in dem alle Interessen und Leidenschaften durch das Internet befriedigt werden können. Man könnte denken, wir sind bloß eine Kultur der *Celebrities*, in der Michael Jackson deutlich mehr Sendeplatz beansprucht als irgendeine Nachricht, die aus Europa kommt. Aber gleichzeitig und Seite an Seite damit existiert ein Land mit interessierten Menschen, die die großen öffentlichen Probleme des Tages vernünftig und gut informiert diskutieren, so wie in den Iowa Caucuses. Eine Nation auch, wo die Universitäten mit ausgezeichneten Forschungsergebnissen hervortreten und eine breite Schicht der Bevölkerung für das moderne technologische Leben wissenschaftlich ausrüsten.

Wie aber ist dieses Land mit der Welt der Medienphantasie, der Obsessionen von Popidolen, des sechsstündigen Fernsehkonsums pro Kopf und Tag, mit den Realityshows in Übereinstimmung zu bringen? Ich kenne die Antwort nicht, und einen Tocqueville für dieses Land sehe ich eben so wenig. Unsere Soziologen versuchen lediglich, es zur Normalität des Lebens zu erklären.

Verortung versus Raumlosigkeit

Die Probleme zwischen Europa und Amerika resultieren also nicht aus den Beziehungen zwischen zwei Machtzentren. Sie bestehen nicht nur darin, dass wir Amerikaner bereit sind, unsere Macht auszuüben, nicht nur darin, dass wir uns vom Herrgott selbst gerechtfertigt fühlen oder dass einige von uns die Todesstrafe weiterhin befürworten, auch nicht darin, dass die Regierung bereit ist, unilaterale Weltpolitik zu betreiben. Der tiefere Gegensatz zwischen Europa und Amerika entsteht aus den divergierenden Konzeptionen über das, was ich die räumliche Kultur der Postmoderne nennen möchte. Ihr Europäer beschreibt die Aufgabe der politischen und sogar der kulturellen Steuerung so, als müsste man Ersatz für die alte Sicherheit einer begrenzten Welt suchen. Für Euch entstehen alle Herausforderungen letzten Endes aus dem Kollaps der Struktur des sozialen Lebens, und die Debatten konzentrieren sich darauf, wie funktionelle Äquivalente aufgebaut werden könnten. Europa bleibt immer ein Ort diesseits einer Grenze. Für die Vereinigten Staaten wird diese Verortung zunehmend irrelevant. Vielmehr löst sich unser Land auf in eine unverankerte Gemeinschaft der unbedingten Raumlosigkeit, die den kollektiven Willen ausüben will und auch kann. Europa empfindet den Druck von außen, der sich nicht kontrollieren lässt; Amerika entdeckt eine Welt, in der es kein Außerhalb mehr gibt. George Bush spricht – wie Peter Seiler in

dem alten, brillanten Film „Being There“ – für dieses neue Bewusstsein. Es ist kein Zufall, dass gerade in diesem Jahr 2004 der Planet Mars als Nationalziel wieder entdeckt wurde. Und sicher ist: wenn es kein Außerhalb mehr gibt, gibt es keine Barbaren mehr – oder die Barbaren selbst haben ihre räumliche Herkunft verloren.

In einer Welt ohne Grenzen ist damit ein wichtiger Grund für den Krieg beseitigt; aber es fehlt auch ein Indikator dafür, wann ein Krieg nicht droht. Wir leben heute in einer Welt, in der Grenzen unwichtig werden. Schön ist, dass auch Ärzte grenzenlos sind, dass die *Médecins sans Frontières* funktionieren, aber sie wären nicht so notwendig, wenn die Soldaten, Bürgerkriege, Krankheiten auch nicht *sans frontières*, grenzenlos, wären. Wir leben alle in einer Welt, in der unsere Haut zu eng geworden ist. Aber es können nicht alle unsere Institutionen und schon gar nicht unsere Identitäten ohne Grenzen konzipiert werden. Die Europäer sind nicht bereit, über Grenzen hinweg zu denken, die Amerikaner sind nicht bereit, sich innerhalb von Grenzen stabil zu fühlen. Sicher kann sich alles innerhalb eines Augenblickes verändern. Die USA könnten isoliert werden – aber mir scheint das höchst unwahrscheinlich. Europa könnte sich von seinen Ängsten gegenüber Immigration, gegenüber dem Islam und ganz allgemein dem, was draußen liegt, befreien – und zwar, ohne seine *acquis européens* zu verlieren. Das wird schwierig, aber ich hielte es als Amerikaner, der den Wandel seines eigenen Landes gelegentlich beunruhigt verfolgt, für eine willkommene Entwicklung. Ich würde mir wünschen, dass wir Amerikaner ein bisschen mehr begrenzt fühlten und dass Ihr Europäer etwas weniger zurückschrecken würdet vor den Herausforderungen der globalisierten Welt. Es wäre sicher nicht schlimm, wenn wir beide etwas vom anderen lernen würden.